

„Ich bin gegen Aufregung, weil: Veränderung is‘ immer.“ Im Gespräch mit Helge Matthiesen

Wie viele Branchen ist auch der Journalismus von Veränderungen betroffen. Im Gespräch mit dem Chefredakteur des General Anzeigers (GA), Helge Matthiesen, entdeckt Pfarrer Niels Wey dabei einige Gemeinsamkeiten zwischen Zeitung und Kirche.

NW: Lieber Herr Matthiesen, wir sehen überall Veränderungen. Wie ist der GA davon betroffen?

HM: Auch bei uns gibt es viel Veränderung. Die Nachfrage, gerade der jungen Generation, nach gedruckter Zeitung nimmt ab. Das liegt daran, dass die Lesesozialisierung sich verändert hat. Printmedien sind nicht mehr die Form; die nachwachsenden Leser sind eher digital ausgerichtet und lesen auf dem Smartphone. Für uns bedeutet das, wir müssen uns neu ausrichten und dort sein, wo die Leser sind. Unser Geschäftsmodell verändert sich dadurch deutlich. Im digitalen Umfeld ist die Wirtschaftlichkeit sehr viel schwieriger zu erreichen. Ich würde aber nicht von einer Krise des Journalismus reden. Die Nachfrage nach Informationen ist weiter sehr groß. Es ist einfach eine Verschiebung der Lesegehnheiten.

NW: Würden Sie denn sagen, dass damit auch eine andere Mündigkeit einhergeht? Denn der Filter, welche Information vertrauenswürdig ist und welche nicht – im Grunde die journalistische Brille – fehlt ja bei vielen Internetquellen ganz massiv. Und mit denen müssen Sie konkurrieren.

HM: Journalisten haben die Funktion eines „Gate-Keepers“, eines Torwächters, den sie früher mal hatten, im Grunde verloren. Es kann ja im Internet jeder auf den Kanälen und Plattformen, die da sind, publizieren. Was wir aber anders machen, ist das Überprüfen von Fakten und das Aufbereiten von Informationen. Guter Journalismus stellt Zusammenhänge her. Und das ist vielleicht sogar wichtiger geworden. Die große Herausforderung liegt heute auch beim Publikum. Jeder Leser muss lernen, zwischen aufbereiteten Artikeln und allen anderen Informationen, die irgendwo herkommen, zu unterscheiden.

NW: Wie kann das funktionieren?

HM: Die Qualitätsstandards sind bei uns hoch. Die gelten beim General-Anzeiger online genauso wie in der gedruckten Zeitung. Also bei uns finden sich nicht einfach Meldungen oder Meinungen, sondern geprüfte Informationen, sachliche und aufbereitete Artikel, hintergründige Texte. Erfreulicherweise interessieren sich unsere Leser vor allem für Informationen aus der Region. Guter und ausgerichteter Lokaljournalismus ist das, was unsere Leser von uns erwarten. Die überregionale Politik oder die Sportnachrichten der Bundesliga findet man überall und oft umsonst. Die stadtpolitische Debatte, die Bauprojekte, der Unfall von gestern – das sind die Themen, die die Leser bei uns suchen. Wir bereiten das für alle auf. Eine Geschichte aus Eendenich soll auch in Königswinter und Beuel verstanden und gerne gelesen werden.

NW: Sie sagen, dass das Lokale von den Menschen gern gelesen wird und wichtig ist. Welche Veränderungen in der Stadtgesellschaft hat Sie da in den letzten Jahren besonders überrascht?

HM: Interessant finde ich, wie sich die Debatten hier bei uns in den Städten und Kommunen, in der lokalen Gesellschaft auswirken. Die großen ideologischen Debatten haben hier Gegengewicht, weil wir die Fakten vor Ort sehen und veröffentlichen. Wir sind nah an den Lesern, sie können jederzeit leicht überprüfen, ob wir zutreffend berichten oder daneben liegen. Nehmen Sie Corona. Da mussten wir selbst schauen, wie wir arbeiten und an Informationen

kommen, wenn alles stillsteht. Der Umgang mit der Pandemie vor Ort war so ein Thema. Auch beim Flüchtlingsthema ist das zu erkennen: Es gibt einen Unterschied zwischen den großen Debatten und der Lösung und Fragen hier vor Ort. Daneben gibt es Themen wie die Flut, die uns natürlich sehr stark beschäftigt und betroffen hat. Wir sind auch noch da, wenn der großen Medientross zur nächsten Katastrophe weitergezogen ist.

NW: Welche Rolle spielt Kirche noch im Stadtgeschehen? Die Mitgliederzahlen sinken ja und auch der GA publiziert beispielsweise nicht mehr die Gottesdienstzeiten.

HM: Es ist ein schleichender Prozess, den ich da wahrnehme. Die beiden großen Kirchen haben unterschiedliche Herausforderungen. Die evangelische Kirche hat sich in den letzten Jahren sehr viel mit sich selbst beschäftigt. Da ging es um Strukturen und Abbau. Für meinen Geschmack ist die Kirche in den gesellschaftlichen Debatten hier vor Ort zu wenig präsent. Die evangelische Kirche hier im Rheinland, so ist mein Eindruck, empfindet sich als Kirche in der Minderheit. Da schätzt sie sich falsch ein, wenn das so zutrifft. Beide Kirchen sind in der Gesellschaft notwendig – als ein Korrektiv, als ein Forum, in dem man über Dinge sprechen kann, die an anderer Stelle vielleicht schwerer zu thematisieren sind. Vor allem die katholische Kirche hat viel Vertrauen verloren. Ich sehe, dass sich in den Gemeinden viele Menschen bemühen, Vertrauen und Glaubwürdigkeit wieder herzustellen. Das ist schwierig und ein langer Weg. Glaubwürdigkeit und Vertrauen sind für beide Kirchen existenziell.

NW: Da schließt sich in gewisser Weise vielleicht ein wenig der Kreis, denn Vertrauen und Glaubwürdigkeit ist ja auch das, worauf Sie als Journalist bauen müssen.

HM: Das ist auch unser Kapital. Und ich bedauere den Vertrauensverlust der Kirchen in den zurückliegenden Jahren. Ich bin selbst Mitglied der Kirche und schätze sie. Sie bleibt vielleicht zu oft unter ihren Möglichkeiten.

NW: Haben Sie da mal ein Beispiel?

HM: Schauen sie auf die vielen Debatten um soziale Themen, die uns immer wieder beschäftigen. Ich weiß, dass die Kirche da an vielen Stellen aktiv ist und was zu sagen hätte. Sie scheut sich aber oft, warum auch immer, sich offen einzumischen. Auch in vielen ethischen Debatten ist die Kirche doch zurückhaltend geworden. Das sind nicht nur die großen Themen wie Sterbehilfe. Kirche muss sich auch lokal einmischen und nicht nur von der Kanzel. Bonn spricht über Wohnungsfragen, über Armut, über einsame alte Menschen, über Verwahrlosung des öffentlichen Raums oder Gewalt. Da ist die Kirche zu selten zu sehen oder zu hören. Und gleichzeitig ist es die Kirche, die am Kaiserplatz dieses Thema aufgreift und anpackt. Das finde ich richtig und gut. Vielleicht überfordert dieser Gedanke die Kirche auch ein wenig, denn sie hat ja eine Menge weiterer Aufgaben und Herausforderungen.

NW: Ja, in der Tat. In letzter Zeit hat sich unsere Kirche viel mit Strukturen beschäftigt. Da waren Schutzkonzepte gegen sexualisierte Gewalt, die wir geschrieben haben. Das war sehr notwendig. Und auch der Mangel an Pfarrpersonen drängt uns dazu, unsere Gemeinden umzubauen und neue Wege zu gehen.

HM: Was vielleicht manchmal ein wenig fehlt ist Engagement für die eigene gute Sache, und ein wenig mehr Mut zu neuen Wegen. Das sollte mehr aus dem Herzen kommen, damit es Bewegung und Leben gewinnt. Die strahlt die Kirche zu wenig aus und über die würde ich mich sehr freuen.

NW: Wir planen derzeit ein Tauffest in Bonn. Das soll mit großer Bühne und buntem Programm werden. Wir rechnen mit 1000 Teilnehmer:innen und versuchen, Kirche ein wenig anders zu feiern. Sehr öffentlich. Die Begeisterung für die Sache, für die Taufe, soll sich dann in einem Fest entladen. Mal sehen, ob wir damit Menschen erreichen, die sich sonst nicht so wiederfinden. Vielleicht ja auch mit Elementen, die man nicht so sehr mit Kirche in Verbindung bringt.

HM: Eine gute Idee und wichtig, es einfach mal auszuprobieren! Wenn die Leute hinterher sagen: „Das fanden wir blöd.“, dann machen wir es das nächste Mal anders. Wenn aber alle sagen: „Mensch, das war aber toll.“, dann ist das doch ein Gewinn. Dort liegt doch auch die Stärke der evangelischen Kirche, dass sie so vielfältig ist und die Dinge nicht so verkrustet laufen. Wenn man eine frohe Botschaft hat, dann lohnt es sich doch, dafür zu brennen und zu streiten.